Otfried Höffe

**Gedanken zur Bedeutung von
GELD UND MORAL**

Zuger Dialoge

16. November 2010

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Otfried Höffe, Leiter der *Forschungsstelle Politische Philosophie*, Philosophisches Seminar der Universität Tübingen, Bursagasse 1, 72070 Tübingen, Tel: 07071 - 2974549; Fax: 29 5052; e-mail: sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de

Moralisten klagen über die schlechte Welt, Moralphilosophen klagen nicht, sondern urteilen: Von ihrem Standpunkt, der Moral, aus urteilen sie durchaus kritisch, aber sie steuern kein schlichtes Verurteilen an. So erwarten sie von mir bitte kein Wehklagen über die Schlechtigkeit des Geldes, kein Scherbengericht. Ich entwickle Ihnen neun moralische Aspekte. Ich beginne mit zwei noch nicht geldbezogenen, mit zwei vormonetären Gesichtspunkten und komme dann zu den Moneten, nämlich zu sieben geldbezogenen, monetären Moralaspekten.

Also zunächst vormonetär:

Das Wort ist viel zitiert; es stammt von Bert Brecht, aus seiner *Dreigroschenoper*: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“ Der Philosoph, seltsam eigensinnig, widerspricht: „Erst kommt die Moral, dann das Fressen.“ Freilich nicht in zeitlicher Abfolge, so als ob man erst moralisch handelt, also rechtschaffen lebt, und danach zum bloßen Überleben absinkt. Der Mensch ist vielmehr stets auf mehr als bloßes, nacktes Leben angelegt. Er will angenehm und sicher, vor allem kooperativ, dabei fair leben. Darin unterscheidet sich der Mensch vom Tier, daß selbst das Fressen, sprich: bloße Überleben, immer schon in einem moralischen Rahmen erfolgt. Inwiefern?

Der Mensch ist ein Nesthocker, je fortgeschrittener die Kultur, desto länger braucht er, um ökonomisch selbständig zu sein. Fangen wir elementar an: Der Säugling braucht Nahrung seitens der Mutter oder Eltern: vormonetäre *Moral Nr. 1*, die Hilfsbereitschaft.

Der Säugling ist nicht gefragt worden, ob er auf die Welt kommen will. Das haben seine Eltern nicht autorisiert, sondern im Gegenteil autoritär entschieden, wohl wissend, daß sie etwas Hilfsbedürftiges ins Leben werfen: vormonetäre *Moral Nr. 2*, die Fairneß: Wer unautorisiert Hilfsbedürftiges in die Welt setzt, Sorge für die nötige Hilfe. Nun sorgen die Eltern nicht in bloßer Naturalwirtschaft für das Nötige, angefangen mit Nahrung, Kleidung, Unterkunft sowie Bildung und Ausbildung. Sie agieren vielmehr in Arbeitsteilung, folglich Kooperation mit anderen, was einmal mehr Fairneß erfordert.

Soweit eine anthropologische Kurzgeschichte zur These: „Erst kommt die Moral“. Damit gehe ich zur Frage von heute abend über: Gilt das auch für das Geld; trifft auch hier die Umkehrung von Brecht zu: „Erst die Moral, dann das Geld“? Blick man in die reale Welt, so drängt sich die negative Antwort auf. Denn es gibt Lug und Betrug, ferner Habsucht, mithin jene Gier, von der man sagen muß: „Die Erde verdorrt unter ihr, der menschlichen Gier“. Nun bündelt sich die Gier in einer Geldgier, so daß man glauben kann, um die Geldgier an ihrer Wurzel zu bekämpfen, attackiere man das Geld selbst. So naiv sind Moralphilosophen freilich nicht.

Als erstes machen sie sich kundig und fragen, was der Ausdruck denn bedeutet. Ursprünglich bedeutet „Geld“ Entgelt, Vergütung, Belohnung, Lohn. Wer etwas leistet, sei es daß er eine Arbeit oder eine andere Dienstleistung erbringt oder jemandem Güter oder Waren gibt, verdient ein Entgelt. Unsere erste auf das Geld bezogene Moral, mittlerweile *Moral Nr. 3*, besagt: Für eine Gabe braucht es eine Gegengabe. „Geld“ steht dafür, daß Menschen miteinander kooperieren und in dieser Kooperation Gabe und Gegengabe tauschen. Hier bedeutet Geld Wechselseitigkeit, und um deren Moral zu betonen: eine Wechselseitigkeit gemäß unserer Moral Nr. 2, der Fairneß.

Solange man lediglich Güter gegen Güter oder Güter gegen Dienstleistungen tauscht, solange also die sog. Naturalwirtschaft vorherrscht, gibt es zwei Probleme: Wie verhält man sich erstens bei jenem phasenverschobenen Tausch, bei dem die Gabe heute, die Gegengabe erst morgen erfolgt: Das setzt den Geber dem Risiko aus, die Gabe morgen gar nicht zu erhalten. Wie verhält man sich zweitens bei einem Tausch über weite Strecken und viele Mittelsleute? Bei einem Naturaltausch kann das ziemlich umständlich, nicht selten sogar unmöglich sein.

Die Lösung dieser und anderer Probleme besteht in einer Verselbständigung der Gegengabe. Dabei erhält das Geld seine neue, seitdem vorherrschende Bedeutung. Es wird zu einem allgemein anerkannten Tauschmittel, zugleich universalen Zahlungsmittel. Und weil die Höhe des Zahlungsmittels den Wert von Gütern und Dienstleistungen angibt, wird das Geld zum

universalen Maßstab für alle Güter und Dienstleistungen. *Moral Nr. 4* besteht in einer bescheidenen, bloß pragmatischen Moral: Durch das universale Tausch- und Wertmittel Geld wird das Zusammenarbeiten und Zusammenleben enorm erleichtert.

Die Erleichterung birgt allerdings eine Gefahr. Sie schafft die Illusion, man kann auch sagen: Ideologie, alles im Leben sei bezahlbar. Unsere Alltagserfahrung zeigt, daß dies nicht zutrifft. Man kann Freundschaft weder kaufen oder verkaufen oder in Zahlung geben; ebenso wenig käuflich sind Liebe oder Anerkennung, weder die Anerkennung durch andere noch die Anerkennung durch sich, die Selbstachtung. Und weil uns diese Dinge wichtig sind: Freundschaft, Liebe und Selbstachtung, weil sie, recht besehen, wichtiger, sogar weit wichtiger als Geld sind, erklärt *Moral Nr. 5*: Geld hat nur einen pragmatischen, genau genommen nur instrumentellen Wert, der gegenüber den im Leben wesentlichen Dingen, den Dingen mit Selbstwert, weithin an Wert verliert. Wird das Geld trotzdem als Selbstwert verfolgt, so verdrängt es die wahrhaft lebenswerten und glückstauglichen Dinge und setzt ein gelungenes Leben aufs Spiel. Im Englischen nennt man es "medium maximization": Man maximiert ein Mittel, ohne daran zu denken, was man mit dem Mittel denn erreichen oder bewerkstelligen will.

Diese Sachlage ist so wichtig, daß ich sie betone: Oberflächliche Menschen geben sich mit Äußerlichem zufrieden, mit dem Bankkonto und dem damit zusammenhängenden Status; vielleicht legen sie noch Wert auf Stil. Wer klugerweise mehr will, nämlich ein halbwegs gelungenes Leben, der sucht Anerkennung, Anerkennung sowohl durch die Familie und Freunde als auch durch die Mitarbeiter und Kollegen und vor allem durch sich selbst. Er sucht also Fremd- und Selbstachtung zugleich. Denn jeder will seinem Spiegelbild sagen können: „Du bist einer der wenigen anständigen Menschen, die ich kenne.“

Eine glückliche Folge: Zuversicht und Selbstvertrauen stellen sich fast von allein ein. Wer dagegen ausschließlich den pekuniären Profit sucht, überschätzt dessen lebenspraktischen Rang. Denn er hält für ein Endziel, was in Wahrheit nur zu einem Zwischenziel taugt, zuvorderst als Mittel zur Lebenssicherung, sodann als Mittel zu einem angenehmen Leben,

schließlich auch als Ausweis von Erfolg. Die für ein gelungenes Leben entscheidenden Dinge jedenfalls, Dinge wie Vertrauen, Treue und Freundschaft, lassen sich nicht bezahlen: Weder muß der Mittellose daran arm, noch der Wohlhabende daran reich sein. Kluge Menschen, selbst Banker schielen, daher nicht bloß nach dieser Währung, dem pekuniären Gewinn.

Der genannten Perversion, dem Mittelmaximieren, erliegt ein Leben, das letztlich nur nach Geld, sogar nach viel Geld, also Wohlstand strebt. Der Grund liegt nicht etwa in einer pathetischen Idee vom eigentlichen Menschsein. Denn der Wohlstand taugt nicht einmal zum "kleinen Lebenssinn". Menschen, die auf nichts anderes als auf Geld und andere materiellen Werte wie Immobilien und Aktien aus sind oder die Kunstwerke nur als Wertanlage erwerben, verrennen sich im wörtlichen Sinn: Sie laufen in eine grundfalsche Richtung. Ein Beleg aus der Lebenserfahrung: Der Mensch lebt zwar gern "in Wohlstand", aber nicht "um des Wohlstands willen".

Die nichtmoralisierende Kritik folgt nicht der vielleicht tröstlichen, aber lebensfernen Ansicht Kleists (hier gekürzt): "Die Großen dieser Erde leben in Herrlichkeit und Überfluß und darum nennt man sie Günstlinge des Glücks. Aber der Unmut trübt ihre Blicke, der Schmerz bleicht ihre Wangen, der Kummer spricht aus allen ihren Zügen. Dagegen sehen wir einen armen Tagelöhner, Zufriedenheit blickt aus seinen Augen, die Freude lächelt auf seinem Antlitz, Frohsinn und Vergessenheit umschweben die ganze Gestalt." (*Weg des Glücks*, 867)

Der Philosoph erkennt vielmehr den beträchtlichen Wert an: Das Geld ist ein universales Tauschmittel, als Kapital sogar ein Handelsgegenstand, eine Ware, und der Wohlstand öffnet eine Fülle von Tauschmöglichkeiten. Vom Standpunkt eines gelungenen glücklichen Lebens an gesehen ist ein bescheidener Wohlstand der Inbegriff materieller Mittel, die gegenwärtig in Fülle zur Verfügung stehen, um auch inskünftig die eigenen Bedürfnisse und Interessen zu erfüllen.

Hinzu kommt ein emotionaler Gewinn, ein Sicherheitsgefühl: Da der Mensch in die Zukunft schaut, kann ihn nämlich schon heute, um ein

elementares Beispiel zu geben, der Hunger von morgen ängstigen. Hier bewirkt der Wohlstand, die gegenwärtige Angst zu überwinden. Insofern erfüllt der Besitz von Geld einen doppelten Dienst. Direkt dient er dem Genuß von morgen, indirekt dem heutigen Genuß, nämlich der Überwindung der gegenwärtigen Angst. Es gibt einen weiteren Gewinn: Das Ziel, Wohlstand neu zu erwerben oder ihn in einem schwierigen Umfeld zu erhalten und zu mehren, stimuliert zu Kreativität und Leistung, verhilft mithin zu einer (freilich oft einseitigen) Entfaltung der Begabung.

Trotz derartiger Vorteile bleibt ein strukturelles Problem: Aufgrund ihres Tausch- und Warencharakters, also von ihrem Begriff her, sind Geld und Kapital und deren Großbesitz, der Reichtum, nur ein Zwischen-, kein Endziel. In der Regel sind sie sogar lediglich ein Mittel zweiter Stufe, nämlich ein Mittel, um sich jene Mittel erster Stufe wie Güter oder Dienstleistungen zu besorgen, mit denen sich die gewöhnlichen Bedürfnisse und Interessen erfüllen lassen. In diesem Sinn läßt der Autor einer wenig bekannten „lieblosen Komödie“, Stefan Zweig, sagen: „Das Geld, das Geld vernarrt die Welt, / ... Denn selbst wer's hat, der wird nicht satt“ (1. Akt, 1. Szene). Im übrigen führt ein zweiter Weg zum Wohlstand: Reich kann auch der sein, dem jede Geldgier fehlt, und wohlhabend, wer von Kaufsucht frei ist.

Bevor man aber ein sentimentales Lob der Armut anstimmt, vergesse man nicht, daß es (fast) nichts Entwürdigenderes als die ständige Sorge um das tägliche Brot gibt. Aus bitterer Erfahrung erklärt die Romanfigur aus William Somerset Maughams *Der Menschen Hörigkeit* (³1986, 278): „Ich habe nichts als Geringschätzung für die Leute, die das Geld verachten. Sie sind Heuchler und Narren.“ Oder mit einem Aphorismus Voltaires: „L'argent ne fait pas le bonheur, mais sans l'argent le bonheur n'est qu'une farce“ („Geld schafft kein Glück, aber ohne Geld ist das Glück eine Farce“).

Meine nicht moralisierende, strukturelle Kritik behauptet nicht, jedes Streben nach Wohlstand erliege der Pervertierung. Wie die Biographien so reicher Personen wie der Fuggers, Rockefellers oder Rothschilds zeigen, geht es zumindest unbewußt, oft genug ausdrücklich um anderes. Viele suchen den Erfolg, zusätzlich Macht und eher nebenbei ein angenehmes

Leben. Zuweilen trifft die böse Diagnose aus Toni Morrisons Roman *Liebe zu* (2004, 65): “Die Reichen mochten sich benehmen wie die Haie, aber was sie im Inneren antrieb, war der Hunger eines Kindes nach Süßigkeiten ... Verehrung, Gehorsam und allezeit Spaß.” Zugespitzt: die Menschen wollen Liebe und bekommen nur Geld.

Ich schiebe eine moralische Überlegung im vertrauenswürdigeren Sinn von Moral ein: Wer letztlich nur nach Geld oder geldwerten Dingen verlangt, verrennt sich nicht nur. Er erliegt auch einer Gier; die wie jede Gier nie genug hat. Er erliegt jener Sucht, die die Griechen *pleonexia*, das Mehr-und-immer-mehr-Wollen, nennen. Gemeint ist jene Unersättlichkeit, die wir vom Märchen *Der Fischer und seine Frau* kennen. Die Moral nennt es ein Laster, die Religion eine Todsünde.

Die Unersättlichkeit kennzeichnet nicht bloß manchen Banker, namentlich Investmentbanker, sondern kennzeichnen der Tendenz nach alle Menschen. Freilich gibt es ein Gegenmittel, es besteht in einer der Kardinaltugenden, *Moral Nr. 6*: der Besonnenheit. Sie bekämpft die Gier am wahren Ursprung. Wer besonnen ist, hat in der Regel so wenige und so bescheidene Bedürfnisse, daß es ihm an entsprechenden Ressourcen nicht mangelt. Er teilt die Einsicht des ersten Moralphilosophen, Sokrates, daß vieles von dem, was die Menge sucht, für ein Leben, auf das es dem Menschen eigentlich ankommt, für eine gute und gelungene, eine sinnerfüllte Existenz, überflüssig ist. Oder wie der nordamerikanische Philosoph und Dichter Ralph W. Emerson in der Grabrede für seinen Freund Henry D. Thoreau sagt: Er zog es vor, reich zu sein, indem er sich beschränkte.

Eine derartige Selbstbeschränkung hat es allerdings nicht leicht. Denn in der Neuzeit findet eine radikale Umwertung der Werte statt. Während man vorher die ausufernden Antriebskräfte als Leidenschaften, oft sogar als Laster bzw. als Todsünde brandmarkte, gelten sie jetzt als Interessen. Was ehemals als illegitim zumindest verdächtigt, im Fall von Lastern sogar als illegitim behauptet wurde, gilt seit langem als normativ neutral. Im Wirtschaftsbereich finden sich die Antriebskräfte für den modernen Kapitalismus: Das Laster des Neides wandelt sich zur wirtschaftlichen Kompetenz, und die Habsucht wird zum lobenswerten Geschäftssinn.

Offensichtlich erschwert diese Entwicklung die Besonnenheit von Grund auf. Und in dieser Erschwernis liegt ein weiterer, ebenfalls für unsere Epoche spezifische Faktor: Früher dem Vorwurf der Leidenschaft bzw. Lasterhaftigkeit ausgesetzt, also in normative Fesseln eingebunden, wird die Begehrlichkeit jetzt entfesselt. Mit Shakespeares *Venus und Adonis*, Vers 389: „Der Ozean ist begrenzt, die Begier dagegen unbeschränkt.“ Über die Gier nicht nur von Bankern dürfen wir uns daher nicht wundern.

Es gibt eine weitere Tugend, *Moral Nr. 7*: die Freigebigkeit. Gemeint ist die Haltung, die den (innerlich) Freien auszeichnet: Weil er sich nicht ängstlich an sein Vermögen klammert, pflegt mit ihm einen souveränen Umgang. Er gibt, wo es angebracht ist, anderen davon ab. Für die Freigebigkeit großen Stils, etwa die Freigebigkeit eines erfolgreichen Unternehmers, kennen die Griechen eine eigene Tugend, die Großzügigkeit. Mit ihr treten Mäzene hervor, wenn sie Kunst und Kultur, Wissenschaft und Philosophie oder gemeinnützige Tätigkeiten fördern. Auf diese Weise handeln sie klug und zugleich in einem auf eine Glücksmoral bezogenen Sinn moralisch. Denn Mäzen werden von den drei Instanzen, die letztlich zählen, anerkannt: von der Öffentlichkeit, von den Freunden und von sich selbst.

Noch einmal: Durch Freigebigkeit gewinnt man sich Freunde, durch gesteigerte Freigebigkeit, durch Großzügigkeit, Mäzenatentum, sogar öffentliche Achtung, die bis zu Ruhm reichen kann. Große Sozial-, Kultur- und Wissenschaftsstiftungen wie die Bosch-, Gates-, Rockefeller- oder Thyssen-Stiftung, aber auch kleinere Stiftungen halten die Großzügigkeit ihrer Stifter über viele Generationen in Erinnerung. Vorausgesetzt sind Haltungen, die generell hochgeschätzt werden und hier eine Rechtfertigung erfahren: die genannten Tugenden der Freigebigkeit und der Großzügigkeit. Ein Plädoyer aus einer anderen Kultur, aus den Ghazelen des islamischen Dichters Hafiz (14. Jh.): “O du Reicher, nimm das Herz deines Bettlers in die Hand [d. h. nimm dich seiner an]; der Goldschatz und der Geld-Tresor werden (dir) nicht bleiben.” Wer dagegen an seinem Wohlstand klebt, der Geizige, verspielt diese Glückschance, ebenso der Habsüchtige, der in seinem Immer-mehr-Wollen nie genug hat.

Im Verlangen nach materiellen Gütern steckt noch eine weitere Gefahr: Der Erwerb dieser Güter hängt von der Gunst der Umstände ab, und das ängstliche Nachjagen nach ihnen schafft Zwänge, die oft genug von tieferen und dauerhafteren Freuden abhalten. Entgegen ihrem Versprechen, dem glücklichen Leben zu dienen, können sie sogar zum Schaden gereichen. Denn sie können Neid auf sich ziehen oder zu Diebstahl, Raub, vielleicht sogar zur Entführung verlocken. Vor allem stellen materielle Güter und deren Steigerung, der Wohlstand, für sich genommen bestenfalls Glückschancen dar, die man als solche erkennen und relativieren muß.

Eine vorläufige Bilanz bündelt sich in vier Einsichten, denen ebenso viele Imperative entsprechen; zusammen machen sie *Moral Nr. 8* aus: Die erste Einsicht besteht im grundsätzlich instrumentellen Charakter, Geld kann man zum Guten wie Schlechten einsetzen, was zu dem Ratschlag führt: "Halte das Ziel, wohlhabend zu werden, für nicht so wichtig und das exklusive, zudem rastlose Streben nach immer mehr Wohlstand, die Geldgier, für einen Irrweg zum Glück!" Die zweite Einsicht: Die Frage, wohin das Pendel ausschlägt, ob zum Guten oder Schlechten, hängt von der Fähigkeit ab, nichtambivalente Ziele zu verfolgen, daher der zweite Ratschlag: "Richte dein Leben vornehmlich an nichtambivalenten Zielen aus!" Aus der dritten Einsicht, daß ein gelungenes Leben lebt, wer die Glückschancen zu erkennen und zugunsten seines Glücks auch einzusetzen versteht, folgt eine Variante zum generellen Ratschlag: "Make the best of it!": "Wenn du reich geboren oder reich geworden bist, nimm den Wohlstand als eine der Rahmenbedingungen, unter denen Du den nichtambivalenten Zielen zu konkreter Gestalt zu verhelfen hast!" Zusammen besagen die drei Einsichten: Wohlstand mag hilfreich sein, für das Lebensglück entscheidend ist er nicht. Infolgedessen – vierte Einsicht – ist es für den Nichtreichen unklug, den Reichen zu beneiden.

Man braucht nicht der doch sentimentaleneinschätzung Kleists zu folgen und das Armsein für einen Vorteil fürs Leben zu halten. Eher entwickle man Kreativität und Vernunft, die sich an Jean Pauls "vergnügtem Schulmeisterlein" orientieren mag. Zu dessen Lebenskunst gehörte die Fähigkeit zur Vorfreude selbst unter quälenden Umständen: „Vor dem Aufstehen“, sagt er, „freue ich mich auf das Frühstück, den ganzen

Vormittag aufs Mittagessen, zur Vesperzeit aufs Vesperbrot und abends aufs Nachtbrot” und, “um stets fröhlich aufzuwachen”, hob er sich “immer vom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf”.

Ohne Zweifel kann man sich über diese Idylle mokieren; klüger ist, wer der zugrundeliegenden Lebensklugheit folgt, ihrem Ratschlag: “Versuche unter Deinen Lebensbedingungen in Lebensklugheit kreativ zu sein!” Die vierte Einsicht mahnt also zur Bescheidenheit gegenüber den Nicht-so-Reichen: Ein auch noch so überragender Wohlstand verbessert die Glückschancen nicht allzu viel. Die Glücksforschung liefert zwei eindrucksvolle Bestätigungen; die eine: “Obwohl die Menschen im Westen immer reicher werden, sind sie keineswegs glücklicher geworden”. Die andere Bestätigung: Im Ländervergleich leben in armen Ländern wie Indonesien, Kolumbien und Mexiko prozentual ähnlich viele glückliche Menschen wie im Durchschnitt der reichen Industrienationen.

Allerdings darf man die Augen nicht vor einem weiteren Gesichtspunkt verschließen, vor *Moral Nr. 9*, mit der ich ende: Reichtum kann zur gefährliche Macht werden.

siehe Verf., *Wirtschaftsbürger, Staatsbürger, Weltbürger*. Beck Verlag: München, 2004.

— (Hrsg.), *Lexikon der Ethik*, 7. Aufl., Beck Verlag: München, 2008.